

Zeitschrift: Schweizerische Bauzeitung
Herausgeber: Verlags-AG der akademischen technischen Vereine
Band: 71 (1953)
Heft: 13

Artikel: Gedanken zu einem Vortrag von Prof. Alwin Seifert
Autor: W.J. / Seifert, Alwin / Burger, W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-60526>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 12.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

hydraulischer Bindemittel, b) der sog. *Konsistenzprobe* zur Ermittlung des Ausbreitmasses;

Ueberprüfung der *Le Chatelier-Probe*, um abzuklären, ob diese weiterhin Bestandteil der Normenprüfung bleiben oder im Hinblick auf ihre zu geringe Empfindlichkeit gestrichen werden soll;

Entwicklung neuer Prüfmethode, welche gestatten sollen, vorab *Weisskalke und gebrannte Gipse*, aber auch hydraulische Kalke vermehrt auf die bei ihrer Verarbeitung (vor allem zu Putzen) effektiv massgebenden Faktoren, dann aber auch auf ihre praktisch entscheidenden Eigenschaften im abgeordneten und erhärteten Zustand zu beurteilen;

Abklärung der Möglichkeiten einer rationellen Charakterisierung gebrannter Gipse aller Art mittels *thermischer Analysen*, der *maschinellen* Herstellung von Normenbrei und -mörtel bei allen Bindemitteln usw.;

Frage der Einführung einer *Duktilitätsprobe* für hydraulische Bindemittel, um deren Neigung zur Rissbildung vorab unter Zugbeanspruchung bewerten zu können;

Entwicklung eines hinreichend zuverlässigen Verfahrens, um die *Wasserabscheidung der Zemente* (sog. *bleeding*) quantitativ zu verfolgen.

2. *Vermehrte Klärung der Beziehungen zwischen den Ergebnissen der Normenprüfung und dem Verhalten der Bindemittel bei ihrer praktischen Verarbeitung*; dabei stehen im Vordergrund:

die Relation zwischen dem Schwindmasse (bestimmt an Normenbrei oder Normenmörtel) und dem Schwinden von Beton und Mörtel selber;

der Zusammenhang zwischen dem laboratoriumsmässig (d. h. mit dem Vicat-Versuch) ermittelten *Abbindebeginn* und *-ende* und dem bei der Zubereitung von Beton und Mörtel bestehenden Abbinden und Erhärten der Bindemittel.

Beides sind Fragen, deren genaue Kenntnis erst darüber entscheiden wird, ob die bei der Bindemittelprüfung unmittelbar gefundenen Ergebnisse überhaupt auf die bei der Betonherstellung herrschenden Verhältnisse und das Verhalten des Betons selber übertragen werden dürfen.

3. *Vertiefte Kennzeichnung der einzelnen Bindemittel-Typen*; hierher gehören vorab die Fragen:

ob eine Differenzierung verschiedener Portlandzement-Qualitäten je nach der Art ihrer Fabrikation in *Schachtofen-* und *Drehofenzemente* berechtigt ist;

welchen Einfluss eine unter verschiedenen Bedingungen (vor allem verschiedenen Temperaturen) erfolgende *Alterung* der Portlandzemente auf einzelne ihrer Eigenschaften (so etwa auf deren Abbindewärme) ausübt;

über die *Wärmeausdehnung* verschiedener Zemente in abgeordnetem Zustand; diese ist vor allem zu untersuchen in ihrer Abhängigkeit von Feuchtigkeitsgehalt und Alter des «Zementsteins».

Gedanken zu einem Vortrag von Prof. Alwin Seifert

DK 72

Die nachfolgend veröffentlichte Zuschrift von Prof. A. Seifert (München) und die zugehörige Antwort von Arch. W. Burger (Winterthur) beleuchten aktuelle Probleme der Architektur in so greller Weise, dass kein Leser die beiden Äusserungen ohne Gewinn studieren wird. Es scheint uns unmöglich, in streng logischer Deduktion ein Fazit der Auseinandersetzung zu ziehen. Vielmehr zeigt sie, dass die angerührten Fragen auf Wesensverschiedenheiten der menschlichen Seele zurückgehen, die tief wurzeln und denen in der Diskussion gar nicht restlos beizukommen ist. Auch dürften die meisten Leser, wenn sie beispielsweise nach den Stichworten «Kraftwerkarchitektur», «Schalungsroher Beton», «Baumode», «Wahrheit» oder anderen die beiden Beiträge durchgehen, mit ihrem Ja oder Nein innerhalb der Ausführungen schon eines Einsenders allein wieder deutliche Grenzen ziehen müssen. Jede der angeschnittenen Fragen benötigte ja zu ihrer Klärung den Umfang eines ganzen Aufsatzes. Ausserdem überschneiden sie sich teilweise mit den durch den Neubau der Teufelsbrücke (Nr. 5 lfd. Jg.) aufgeworfenen Problemen, sowie mit jenen, die Dr. G. Kruck in Nr. 7 lfd. Jahrgangs erörtert hat. Zu beiden Heften sind uns zahlreiche Zuschriften zugekommen, die demnächst ebenfalls veröffentlicht werden.

W. J.

*

Arch. W. Burger hat in Nr. 48/1952 (S. 687) dieser Zeitschrift über den Vortrag berichtet, den ich im Oktober in Winterthur über «Wasserkraftbau gestern und morgen» gehalten habe. Er glaubt, dem Hauptteil meiner Ausführungen zustimmen zu können, der sich mit unseren Bemühungen um die Wiederherstellung echter Landschaft im Bereiche von Wasserkraftbauten befasste, lehnt aber das ab, was ich in einem Anhang über die Gestaltung von Kraftwerkbauten sagte; dies aber aus grundsätzlichem Missverstehen heraus und mit Folgerungen, die mich zu dem Versuch einer Ehrenrettung meiner bayrischen und österreichischen Landsleute zwingen.

Es kann für mich nicht in Frage kommen, bei Kraftwerkbauten in noch unverhunzter freier Landschaft des deutschen Südostens jene baulichen Sensationen gutzuheissen, die W. Burger in meinem Vortrag vermisst hat und die gegebenenfalls in den Nordwesten ganz gut passen. An einem Bild vom Grossen Markt in Antwerpen (Bild 1) und an einem anderen aus Regensburg (Bild 2) habe ich im Vortrag gezeigt, *welch tiefe bauliche Kluft sich längs einer Linie vom Bodensee nach Breslau durch Mitteleuropa zieht*: der fränkische, nieder-sächsische, burgundische und alemannische Nordwesten, also auch die französische und die deutsche Schweiz, baut seit bald zweitausend Jahren im Skelett, in eng gereihten Oeff-

nungen, von denen man jeweils so viele zumacht, als der Zweck erfordert. Seit mehr als drei Jahrtausenden aber baut der heute bajuwarische Südosten einschliesslich der rätomanischen und der italienischen Schweiz in der vom Blockwerk herkommenden geschlossenen Wand, in die, bildlich gesprochen, nachträglich ein paar Oeffnungen als notwendiges Uebel gehackt werden. Wir fühlen uns nicht berechtigt, dieses über illyrische, keltische, römische und bayrische Besiedlung hinweg einheitlich fortentwickelte Baugesicht etwa an Enns oder Donau ohne Not zu verfälschen durch Skelettbauten, die an Aare und Mosel ganz selbstverständlich sind. Zum Vergleich: Kein Schweizer wird den charakteristischen Unterschied zum Beispiel zwischen Appenzell und Engadin verwischt wissen wollen, und jeder Schweizer würde mehr als entriestet sein über die Zumutung, an Stelle seiner Muttersprache etwa Berlinerdeutsch zu sprechen, nur weil es ein grösseres Verbreitungsgebiet hat.

Eine Maschinenfabrik, eine Spinnerei oder Weberei wird auch in unserm Alpenraum als *Stahlbetonskelett mit viel Glas* gebaut, ohne dass man sich deshalb als besonders modern vor- kommt. Bei einem neuzeitlichen Wasserkraftwerk ist diese



Bild 1. Niederfränkische verglaste Skelettbauten aus vier Jahrhunderten am Grossen Markt in Antwerpen

Notwendigkeit nicht gegeben. Denn bei ihm liegen alle bewegten Teile, die allenfalls gut beleuchtet sein müssten, unter dem Fussboden der Maschinenhalle. Diese selbst ist nichts als ein leerer Raum, dazu bestimmt, dass alle zehn oder zwanzig Jahre ein Generator im Schutz vor Wind und Wetter aus seinem Lager gehoben werden kann, und sehr geeignet, für eine moderne Bauzeitschrift photographiert zu werden, wenn die Morgensonne breit durch die grosse Glaswand hereinflutet. Das muss aber gleich bei der Inbetriebnahme des Werkes geschehen; denn wenige Wochen später flutet die Sonne nicht mehr, weil das grosse Glas verklebt ist mit Milliarden von Mücken und Fliegen und überzogen mit Millionen von Spinnweben. Ich habe noch keinen Werkleiter und keinen Schaltwart gesprochen, der nicht erbittert geschimpft hätte über das «Grosse Glas», mit dem zwar der Architekt den Ruf wahrte, ein moderner Baukünstler zu sein, das aber dem Zentralchef die Freude an seiner Arbeit und das Behagen an seinem Leben nimmt.

Dass ein Architekt wie Professor Hart, der sehr wohl in Stahl und Glas zu bauen versteht, ein allerdings kleines *Krafthaus am Walchensee mit einem steilen Schindeldach* eingedeckt hat, hat auch mich zunächst verblüfft. Er war aber in jeder Beziehung im Recht: in dem über die Schaltwarte herabgezogenen Dachteil ist die Wohnung des Werkführers eingebaut; die Schindel hält in dieser Klimallage länger als ein Ziegel; Blech oder Pappe kommt für ein steiles Dach nicht in Frage. Aus rein ideologischen Gründen auf die Maschinenhalle ein in Bau und Unterhalt teureres Flachdach zu setzen und dem Werkführer nebenan eigens ein Haus zu bauen, wäre doch wohl Schildbürgerei gewesen. Als vor 150 Jahren im gleichen Landschaftsraum ein viel sensationelleres Maschinenhaus gebaut wurde, kannte man diese intellektuellen Skrupel noch nicht. Baader baute um seine berühmter gewordenen Wassersäulenmaschinen, mittels welcher er die Berchtesgadener Salzsole 300 m hoch hob, und die 110 Jahre ohne eine einzige Minute Pause in Betrieb waren, geschlossene Mauerwürfel mit dem steilen Schindeldach, das seit Karls des Grossen Zeiten im ganzen Alpenraum jeden Bau der Herrschaft von dem Flachdach des Bauern und Bürgers unterscheidet. Die Erbauungszeit hätte man vielleicht an den Türgriffen feststellen können, die wahrscheinlich im Zeitgeschmack des Empire geschmiedet waren, wie das Hartsche Kraftwerk in seinen hohen, schmalen Fenstern und in dem offenen Sparrenesims die Mode von heute widerspiegelt. Von Tarnung kann also keine Rede sein, wie sie H. M. an dem Schieberhaus der Stau-mauer von Palagnedra mit Recht feststellt. Es braucht schon ein beinahe böswilliges Missverstehen, wenn man die beiden Bauwerke in Beziehung zueinander setzt oder, wenn auch im Spott, die Worte Strohdach und Kraftwerk überhaupt in Zusammenhang bringt.

Wenn ich unabhängig von den für den bayrisch-österreichischen Alpenraum geltenden Gesetzen beim Kraftwerkbau vor dem dornigen kri der jeweiligen *Baumode* warnte, so habe ich dafür triftige Gründe. Ich kenne die allermeisten Wasserkraftwerke zwischen Main und Po, dazu die am Oberrhein. Es ist eine wilde Sammlung aller nur denkbaren Baugreuel, von der Ritterburg und der Backsteingotik zur romanischen Kirche, von der Pappschachtel über das Battleship und den

Glaskasten zur travertinverkleideten Geschäftshausfassade. Je mehr sie der Baumode ihrer Entstehungszeit entsprechen, um so scheusslicher sind sie heute. Da die Baumoden es an Kurzlebigkeit allmählich mit der Damenmode aufnehmen können, ist die Sensation von heute mit Sicherheit der Greuel von morgen. Gut sind nur jene Werke, bei denen ein Meister des Bauens sich darauf beschränkt hat, das technisch Notwendige in gute Verhältnisse und anständige, zeitlose Form zu bringen, besonders unerfreulich die, wo der Techniker glaubte, es selber zu können und sich ein paar «Motive» auslieh, wobei er regelmässig «von Herrschaften abgelegte» erwischte, wie es das Schieberhaus an der Sperre Palagnedra beweist. Auch Meister des Bauens sind an Kraftwerken schon gescheitert. Mit Freude habe ich im Gespräch mit Zürcher Architekten festgestellt, dass das Andenken Theodor Fischers, bei dem so viele Schweizer studiert haben, heute noch in Ehren gehalten wird. Fischer wurde als dem Baumeister seiner Zeit der Entwurf des grossen Donaukraftwerkes oberhalb der Stadt Passau anvertraut; er konnte sich als Franke in das schwere donauländische Baugesicht nicht hineinfinden und stellte einen roten Backsteinbau in das Tal, der heute von jedermann als ein schmerzlich störender Fremdkörper empfunden wird.

Bleibt noch meine Abneigung gegen *schalungsrauhes Beton*. So elegant wirklich gekonnter Stahlbeton sein kann, so unerfreulich, ja hässlich sieht Stampf- und Gussbeton schon nach wenigen Jahren aus. Das habe ich in meinem Vortrag mit Bildern belegt. Zwar versichern uns die Bauingenieure jedesmal, dass sie beim nächsten Bauwerk viel besseren Beton machen können; die Ehrlichen geben aber zu, dass das Beste am Beton die Haut ist. Die aber gefällt uns nicht, und schon gar nicht, wenn sie in riesigen Flächen in eine alte Kulturlandschaft gesetzt wird. Mit schalungsrauhem Beton ist nun einmal der Schritt von der Konstruktion zum Bauwerk, also der von der Zivilisation zur Kultur nicht zu gewinnen. Ich bin glücklich darüber, dass ich an einem Kraftwerk ganz hinten im Bayrischen Wald dank des unbedingten Kulturwillens des leitenden Ingenieurs eine 150 m lange Sperrmauer und das an sie angelehnte Krafthaus ganz und gar 36 cm stark mit Granit verkleiden durfte, der schon ein Jahrzehnt im Freien lag und nun eine Patina zeigt von mattem Mennigrot bis zu Purpurblau — ein Anblick, der jeden Arbeiter und Bauern genau so begeistert wie die Techniker. Die Mehrkosten betragen 4 % der Bausumme; dafür haben wir zweihundert Jahre lang nichts für äusseren Unterhalt aufzuwenden. Arch. Burger wird an diesem Bau weder einen dekorativen Schnörkel noch irgend etwas «Historisches» finden; ich weiss allerdings, dass heute für nicht wenige das blosses Streben nach Ausgeglichenheit und guten Verhältnissen etwas Ueberwundenes ist.

Wie sehr die kritiklose Verhimmelung des Zements das Baugesicht auch des Schweizer Alpenraums hat kulturell verarmen lassen, lässt sich auf einem Gebiet feststellen, auf dem der Beton den Naturstein nicht verdrängen konnte: beim *Gebirgsstrassenbau*. Ich halte es für eine der besten Taten meines Lebens, dass es mir gelang, in jahrelangem Ringen um jeden einzelnen Mann an der Baustelle im bayrischen wie im österreichischen Alpenraum das Natursteinmauerwerk aus einem heute kaum mehr vorstellbaren handwerklichen und technischen Verfall fast wieder auf jene Höhe zu heben, die Osterreich in der klassischen Zeit seines Gebirgsstrassenbaus von 1850 bis 1855 schon einmal erreicht hatte. Die Vorbilder zu dieser mühevollen Arbeit hatte ich von Strassenbauten der Zeit von 1810 bis 1850 im Südalpenraum und besonders aus der Schweiz geholt. Es war mir eine grosse Freude, 1952 auf einer Fahrt über den Fernpass ins Bergell feststellen zu können, dass in dem wirklich armen Land Tirol diese Entwicklung nicht stehen geblieben ist. Um so grösser war meine Enttäuschung, als ich glaubte, an der neuen Sustenstrasse Bilder besten neuen Natursteinmauerwerks für meine Vorlesungen holen zu können. Eine Fahrt durch das Oberinntal auf den Fernpass und von Zirl über Imst auf den Arlberg würde den Berner Strassenbauern einigen Unterschied in der Kunst des Mauerns mit Naturstein zwischen Tirol und der Schweiz aufzeigen.

Doch sah ich, dass der Zürcher Stadtbaumeister Steiner die Gefache seiner Stahlbetonkirche mit einem Mauerwerk aus Molassesandstein ausgefüllt hat, das man streicheln möchte ob seiner Schönheit; auf einer Fahrt vom Bodensee nach Holland übersprang ich in Basel einen Zug, nur um wie-

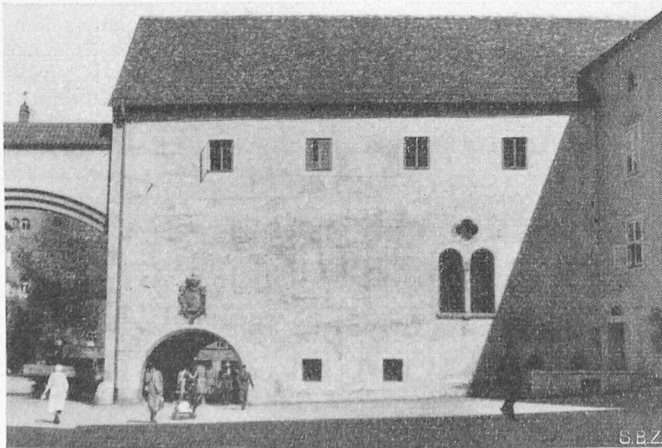


Bild 2. Am Domplatz in Regensburg: bayrisch-alpenländische schwere geschlossene Wand. — Photos Seifert

der das begeisternd schöne Natursteinmauerwerk zu sehen, in dem Bonatz und Christ das Basler Kunstmuseum aufgebaut haben. Von Bonatz, dem wirklich grossen Meister europäischer Baukunst, der heute in der Weisheit seines Alters sich zur Wahrung der Ueberlieferung bekennt, komme ich noch einmal zurück zu seinem und unserem Lehrer Theodor Fischer. 1932 hielt dieser an der Technischen Hochschule in München die Festrede zum hundertsten Todestag Goethes; sie klang aus in Goethes Mahnung:

Nach seinem Willen leben ist gemein;
Der Edle strebt nach Ordnung und Gesetz.*)

*) Aus den Anmerkungen zur «Natürlichen Tochter».

Unter solchem Gesetz stehen meine nun über siebzehn Jahre zurückreichenden Bemühungen um einen naturnäheren Wasserbau. Man kann den landschaftlichen Teil dieser Lebensarbeit nicht von dem baulichen abtrennen, wie Arch. Burger es tun will. Beide kommen aus der gleichen Wurzel: der Verantwortung vor Land und Landschaft, und streben zu gleichen Zielen: Wo ein technisches Werk den Umbau einer Kulturlandschaft verlangt, muss eine neue gebaute Einheit von Bauwerk und Landschaft entstehen, die an dauernder Schönheit der untergegangenen gewachsenen mindestens gleich ist!

Prof. Alwin Seifert

*

Antwort an Prof. Seifert

Meine Erwiderung auf die Antwort von Prof. Seifert würde kürzer ausfallen, könnte ich eine der Photographien der von ihm im Vortrag als mustergültig hingestellten Kraftwerkprojekte zeigen, bei deren Erscheinen im Lichtbild mir ein Kollege zuflüsterte, es fehle zur Vervollständigung nur noch ein lanzentragender Ritter. Dass eine ziemlich grosse Kluft besteht zwischen Prof. Seiferts Auffassung über die Gestaltung von technischen Bauwerken und derjenigen vieler anderer Architekten, bestätigt die vorliegende Antwort.

Ich erwartete vom Vortrag keine «baulichen Sensationen», sondern war nur stark beeindruckt, wieder dem «Stil» des Dritten Reiches zu begegnen. Seiferts Begründung der sehr starken Anlehnung der gezeigten technischen Bauten unserer Zeit an historische Formen ist nicht zu verstehen. Wir können aber auf einige technische Werke im Appenzell und im Engadin hinweisen, die «in lautloser, schlichter Sachlichkeit und technischer Anständigkeit, die einem Gehäuse für praktische Zwecke zukommt» (Peter Meyer), gebaut worden sind, wobei sich die Erbauer wohl ihrer Verantwortung, nicht aber der völkischen Zugehörigkeit von sich und der Baustelle bewusst waren. Die Verteidigung eines monumentalen Stiles technischer Bauten mit dem Hinweis auf die zu grossen Fenster von Kraftwerkbauten moderner Baukünstler scheint mir auch nicht sehr tieferschürfend.

Prof. Seifert hat in seinem Vortrag auf das nach seiner Auffassung besonders gelungene Schindeldach eines kleineren Kraftwerkes aufmerksam gemacht und diese beiden Bezeichnungen im Zusammenhang ausgesprochen. Wenn ich mir dabei aus der vom Vortragenden ausgehenden Einstellung heraus das Aussehen eines aargauischen Strohdaches auf einem dortigen Kraftwerk vorstelle, so sind mir die betreffenden Zeilen wohl nicht zu verargen.

Mit Prof. Seifert lehnen wir die Baugreuel der Jahrhundertwende ab. Doch hat sich nach den dreissiger Jahren, und teilweise schon früher, besonders bei denjenigen Bauten, um die es hier geht, ein sauberer technischer Stil entwickelt, der mit Einmütigkeit als die Errungenschaft der Gegenwart bezeichnet wird. Diese «Baumoden» in ihrer Lebensdauer mit der Damenmode zu vergleichen, ist reichlich übertrieben. Unserer Zeit weit vorauseilende Architekten haben ja übrigens schon vor 50 Jahren so gebaut. Eine schöne Zahl dieser Bauten beweist damit die zeitlose Gültigkeit ihrer Form.

Zur Diskreditierung des Betons durch Prof. Seifert anlässlich seines Vortrages und in seiner Erwiderung ist nochmals darauf hinzuweisen, dass sich vor Jahren schon und heute erst recht sehr «kultivierte» Architekten und Bauingenieure des schalungsrohen Betons bedient haben, weil sie unter anderem der Auffassung waren, dass meistens durch eine Verkleidung das Wesen dieser Baukonstruktion, ihre Spannung und Eleganz verloren geht. Und es ist oft gerade das Zeichen der guten Betonkonstruktion, dass sie verkleidet undenkbar wäre. Bauten aus schalungsrohem Beton allgemein als nicht vollwertig zu bezeichnen, ist eine unhaltbare Auffassung. Wenn

namhafte Architekten wagen, unverkleideten Beton in Kirchen zu verwenden und damit sogar sakrale Wirkungen erzielen, sollte doch gewiss dieses Material für ein profanes, technisches Bauwerk anwendbar sein. Der Schritt von der «Zivilisation zur Kultur, also von der Konstruktion zum Bauwerk» ist auch mit der schönsten Natursteinverkleidung nicht gewährleistet. Auf die Art und Weise der Ablehnung des Betons und des modernen Bauens durch Prof. Seifert scheint mir der Satz von Peter Meyer aus seinem Buch «Moderne Architektur und Tradition» sehr gut zu passen: Dass es immer noch viele Architekten gibt, die für die innere Logik einer architektonischen Formensprache und gar für ihren Zusammenhang mit den übrigen Lebensäusserungen der gleichen Zeit kein Organ haben, beweist noch lange nicht, dass diese Gesetzmässigkeiten nicht vorhanden sind.

Die Liebe zum Material ist auch modernen Meistern eigen, und der seiner Zeit vorauseilende Adolf Loos sagte sehr schön: Edles Material ist Gottes Wunder. Aber die Verwendung des schönsten Natursteinmaterials kann Baugreuel nicht verhindern. Heute ist eher die Gefahr vorhanden, dass durch eine erzwungene, schlechte Anwendung des Natursteines viele Häuser und Tiefbauten ein unechtes Aussehen erhalten, das als falsch verstandener Heimatschutz zu bezeichnen ist; z. B. handwerklich erstellte Mauern, die an die alte Tradition anschliessen sollen, in unserer Zeit aber nicht mehr werkgerecht hergestellt werden können, weil unser seit vielen Jahren technisiertes Leben keine Handwerker mehr hervorbringen kann, die das dazu notwendige Gefühl besitzen. Vom nicht geringen Einfluss der höheren Löhne und des Arbeitstempes wollen wir sogar absehen. Die selben Verhältnisse treffen wir in den Werken anderer Gewerbe an. Doch ist ungemein erfreulich, festzustellen, wie gerade in den letzten Jahren, parallel mit dem Aufleben neuer, lebenskräftiger Erneuerungsbewegungen zur Förderung des gemeinschaftlichen Lebens, auch im Gestalten aller Menschenwerke ein vermehrtes Streben nach jenem unbestechlichen Sinn für Wahrheit zum Ausdruck kommt, das jeder bleibenden Leistung des menschlichen Geistes zu Grunde liegt.

Es besteht eben doch ein Unterschied zwischen der direkt landschaftsverbundenen Gestaltung von Flussläufen, Ufern und dergleichen und der Gestaltung von Bauten über dem Boden. Während eine malerische Ausbildung und die Verwendung entsprechender Materialien (z. B. Naturstein, Schilf, Pflanzungen aller Art) in direkter Verbindung mit dem Grund durchaus angebracht sein können, ist die Anwendung allzu malerischer Mittel bei Hochbauten sehr gefährlich. Der Kitsch lauert hier in nächster Nähe. Architekten und Ingenieure, die die selbe Verantwortung vor Land und Landschaft haben wie Prof. Seifert, gestalten daher oft ihre Bauwerke bewusst im Gegensatz zur organischen Landschaft und erzielen gerade dadurch die schönste künstlerische Leistung in Einfügung und Wirkung. Und zudem: «Es ist ein wahres Glück für die Heimatkünstler, dass die Menschen in der Steinzeit noch nicht die Forderung aufstellten, dass neue Erfindungen und Erfahrungen nicht angewendet werden dürften, weil sie der Landschaft nicht entsprächen. Denn dann besässen wir keine heimische Bauweise, und die Heimatkünstler hätten keine Lebensbedingungen!» (A. Loos)

Dass Professor Seifert seine besondere Liebe dem Basler Kunstmuseum zuwendet — er spricht allerdings nur vom Material — ist nicht zu verwundern. Es ist dies ja ein in ähnlichem Geiste erbautes Gebäude wie die kritisierten Beispiele von Prof. Seifert. Darum soll hier an die treffliche Charakterisierung von Peter Meyer in seiner «Schweizer Stilkunde» erinnert werden, wo er nach dem Hinweis auf die Gefahr eines neuen Historismus mit dem Aufkommen von fremden, südlichen Motiven eines kalifornisch-spanischen Kolonialstiles schreibt: «Ebenso wenig mit Tradition haben theatralisch-willkürliche Inszenierungen unter Verwendung historischer Einzelformen zu tun, wie sie am Basler Kunstmuseum vorliegen.»

Abschliessend weise ich nochmals auf die geistige Situation hin, auf die mich der Vortrag aufmerksam gemacht hat. Die Verhältnisse auf dem Gebiete der «freien Kunst» sind derjenigen der «angewandten Kunst» sehr ähnlich. Hanspeter Landolt ist kürzlich im «Tages-Anzeiger» der Stadt Zürich anlässlich einer Buchbesprechung über moderne Malerei den Gründen nachgegangen, warum Frankreich dem Schweizer mehr gilt, und er schreibt: «Einmal hat die Entwicklung Deutschlands seit den dreissiger Jahren seinen Akademien

und Kunstschulen jeden Anreiz auf junge Schweizer Künstler genommen, und das deutsche öffentliche Kunstleben selber ist durch die Kulturpolitik des Dritten Reiches von allen gesunden, frischen Kräften 'gesäubert' und auf das Ideal von 'Blut und Boden' verpflichtet worden. Den letzten Lauen und Zaudernden wurde durch die 'Entarteten'-Auktion in Luzern zum Bewusstsein gebracht, dass wir von Deutschland nichts mehr zu erwarten haben.»

Wir gehen nicht so weit mit unserer Auffassung. Es regen sich gottlob neue und gute Kräfte in Deutschland.

Arch. W. Burger

MITTEILUNGEN

Der Zürcher Baukostenindex. Nachdem der Baukostenindex seit dem Sommer 1950 ununterbrochen angestiegen war, zeigt die jüngste Erhebung erstmals wieder einen leichten Rückgang. Vom 1. August 1952 bis 1. Februar 1953 sank der Gesamtindex von 203,8 auf 201,5 Punkte oder um 1% (Juni 1939 = 100). Die rückläufige Bewegung ist hauptsächlich eine Folge der verschärften Konkurrenzverhältnisse; ausserdem haben sich die Preise einiger Baumaterialien — vor allem Metalle — etwas ermässigt. Die Lohnsätze dagegen sind seit dem August 1952 im allgemeinen unverändert geblieben. Unter den drei Hauptgruppen haben sich die Rohbaukosten am stärksten gesenkt, nämlich um 2,1%. Beim Innenausbau sind einzelne Arbeitsgattungen merklich billiger geworden. Am stärksten fielen die Kosten der Jalousieläden und Rolljalousien, nämlich um 9%, was wiederum in erster Linie auf die verschärften Konkurrenzverhältnisse zurückzuführen sein dürfte. Bei der Beschlägelieferung, deren Kosten gegenüber dem August 1952 um 7,9% zurückgingen, macht sich zudem die Senkung der Eisenpreise geltend. Die meisten übrigen Arbeitsgattungen des Innenbaues haben sich um 3 bis 5% verbilligt. Eine Ausnahme macht jedoch die Gruppe «Kochherd, Boiler», deren Kosten um nicht weniger als 33,1% angestiegen sind. Diese der sinkenden Gesamtindex entgegengesetzte Entwicklung erklärt sich durch die Aufhebung der Subventionierung von elektrischen Heisswasserspeichern seitens des EWZ ab 21. Januar 1953. Die hierdurch bewirkte Erhöhung der Boilerkosten hat den bei fast allen anderen Arbeitsgattungen eingetretenen Rückgang im Gesamtindex merklich abgeschwächt. Die nach den Normen des S. I. A. ermittelten Kosten pro Kubikmeter umbauten Raumes sind auf Fr. 104,70 zurückgegangen.

Persönliches. «Engineering News-Record» vom 12. Juni 1952 gibt in Kürze ein Lebensbild des jetzigen Präsidenten der American Society of Civil Engineers, *Carlton S. Proctor*, und kommentiert seine wichtigsten Leitgedanken für seine Tätigkeit. Proctor fordert vor allem die 400 000 seinem Verband zugehörigen Ingenieure zum Kampf gegen den totalitären Staat und gegen die materialistische Weltanschauung auf, welche die Technik nur dazu brauchen möchte, mit kleinster Anstrengung den grössten Gewinn zu erzielen. Nur in der freien Wirtschaft kann eine initiative Forschung betrieben werden, und nur sie kennt die Würde der Arbeit. Der führende Ingenieur muss sich seiner Verpflichtungen gegenüber der Allgemeinheit bewusst sein. Proctor hat während seiner mehrjährigen Tätigkeit in Russland den Totalitarismus am eigenen Leib erfahren, als er erleben musste, dass man ihn der Sabotage bezichtigte. Er hatte die Fundamentbauten eines mehrere 100 m hohen Lenin-Monumentes kurz vor dem Krieg begonnen; nachher musste der Bau infolge Geldschwierigkeiten eingestellt werden, wobei der Staat die Ausrede ergriff, jene Fundamente seien völlig ungenügend berechnet worden. Wir können C. Proctor nur wünschen, dass seine Ideen im amerikanischen Volk und in andern Völkern auf fruchtbaren Boden fallen. — Der Stadtplaner von Bern, Dipl. Arch. *E. E. Strasser*, ist vom Zentralinstitut für Städtebau eingeladen worden, an der Techn. Universität Berlin-Charlottenburg Vorträge über die Stadtplanung von Bern zu halten.

Die Studiengesellschaft für die Norwegische Industrie wird vom 10. bis 20. Juni 1953 in Oslo eine Ausstellung veranstalten mit dem Thema *Automatisierung, Servomechanismen, Instrumentierung*. Anschliessend findet eine Studienkonferenz statt. Den ausländischen Firmen ist die Teilnahme bei Anmeldung durch norwegische Vertreter offen. Die Ausstellung ist auf die folgenden Gebiete beschränkt: Mess- und Regeltechnik mit Instrumenten und Apparaten, die in den Industrie- und Forschungslaboratorien benutzt werden; Maschinen, Hilfsgeräte,

Instrumente und Methoden, die heute der Industrie zur Verfügung stehen für die Automatisierung von Arbeitsoperationen oder Produktionsprozessen, z. B. Transfer- und Kombinationsmaschinen, Sortierapparate, Hilfsgeräte für die Zu- und Abführung von Arbeitsstücken bei Bearbeitungsmaschinen, automatische Werkzeugmaschinen, automatische Spezialmaschinen für besondere Zwecke; Tablettierungs-, Verpackungs- und Abfüllmaschinen, Einrichtungen zur Prozesskontrolle, zur Mechanisierung, interne Transportanlagen. Auskunft erteilt: Studielaskapet for Norsk Industri, Munkedamsvn. 53 b, Oslo.

Der Wolga-Don-Kanal ist letztes Jahr dem Betriebe übergeben worden. Er ist 101 km lang, beginnt am Don bei Kalatsch und steigt über vier Schleusen, zwischen denen z. T. grosse Staubecken liegen, zu den Jergenin-Höhen, wo er 44 m über seinem Ausgangspunkt kulminiert. Der Abstieg nach Krasnoarmejsk an der Wolga wird in neun Schleusen überwunden (88 m Höhenunterschied). Drei Pumpstationen versorgen den Kanal mit Wasser aus dem Don. Einige Bilder und weitere Angaben enthalten das «Internationale Archiv für Verkehrswesen» 1952, Nr. 18, und «Strom und See» 1952, Nr. 12, wo der Schluss des Vortrages abgedruckt wird, den Ing. A. Weirich am 27. September 1952 in Zürich gehalten hat.

Eidg. Techn. Hochschule. Zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung hat die Aktiengesellschaft *Georg Fischer* in Schaffhausen der ETH 250 000 Fr. geschenkt. — Das Programm der Vorlesungen im Sommersemester 1953 ist erschienen; wir verweisen besonders auch auf die Allgemeine Abteilung für Freifächer mit ihren folgenden Untergruppen: Literatur, Sprachen und Philosophie, historische und politische Wissenschaften, Kunst und Kunstgeschichte, Volkswirtschaft und Recht, Mathematik und Statistik, Naturwissenschaften, Technik, Arbeitswissenschaften und Betriebswirtschaftslehre, Sport. Die Vorlesungen beginnen am 21. April.

Leichte Motorwagen der Basler Verkehrsbetriebe. In der Mitteilung in Nr. 9, S. 136, ist zu berichtigen, dass die von den BVB im Jahre 1946 bestellten 15 Grossraumanhänger von den Flug- und Fahrzeugwerken AG., Altenrhein, geliefert worden waren.

Betriebsstörung in einem USA-Wasserkraftwerk (Nr. 12, S. 181). Im Kraftwerk «Bucks Creek» sind zwei Gruppen zu je 30 000 kW installiert und nicht 230 000 kW-Gruppen.

BUCHBESPRECHUNGEN

Argentinien. Von Willy Stäubli. 368 S. m. Abb., 190 Tabellen, 2 grossen mehrfarbigen, 12 einfarbigen und 8 eingefalteten Karten. Zürich-Buenos Aires 1952. Selbstverlag. Preis geb. 25 Fr.

Die Bedeutung Argentiniens für unser Land ist unbestritten. Im Jahre 1951 erreichte der schweizerische Export nach Argentinien über 100 Mio Fr. Heute leben dort mehr als 15 000 Schweizer, die in 15 Vereinen und Gesellschaften den Kontakt mit der Heimat aufrechtzuerhalten suchen. Das seit 1889 in Buenos Aires erscheinende «Argentinische Tageblatt», die grösste deutschsprachige Tageszeitung Amerikas, befindet sich in Schweizer Familienbesitz. In offensichtlichem Missverhältnis dazu steht aber die spärliche landeskundliche Literatur über Argentinien in deutscher Sprache. Das bis auf den heutigen Tag unerreichte Werk des bekannten Geographen an der Universität Tucumán, Wilhelm Rohmeder, «Argentinien, eine landeskundliche Einführung», 2. umgearbeitete und erweiterte Auflage, Buenos Aires 1943, blieb bei uns so gut wie unbekannt. Der in der «Kleinen Kümmerly- und -Frey-Reihe für Auswanderer und Kaufleute» erschienene Führer von Heinrich Frey über «Argentinien», Bern 1947, kann schon wegen seines kleinen Umfangs keine erschöpfende Orientierung vermitteln. Zudem ist das Tatsachenmaterial durch die rasche Entwicklung in den letzten Jahren bereits ergänzungsbedürftig geworden. So füllt demnach das vorliegende Werk von Willy Stäubli eine offensichtliche Lücke im Schrifttum aus. Im Unterschied zu Rohmeder will der Verfasser keine umfassende Landeskunde Argentiniens geben. Als Ingenieur beschränkt er sich auf praktisch wichtige Angaben technischer und wirtschaftlicher Natur und auf eine zuverlässige Orientierung über die politischen und rechtlichen Verhältnisse der jüngsten Vergangenheit. Die Schilderung der geschichtlichen und kulturellen Entwicklung muss dementsprechend zurücktreten, so interessante Verbindungslinien sich gerade in dieser Hinsicht mit der Schweiz ziehen liessen.